

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 15

Buchbesprechung: Emanuel : Roman von Edwin Urnet [Schluss]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EDWIN ARNET

EMANUEL

ROMAN

S C H L U S S

tier, durchquerte, balgten sich zwei Knaben herum. Ihre Röcke flogen in der Luft, ihre Stimmen ertranken in ihrem glühenden Atem. Sie lachten und brüllten.

Bei einem Barricadenkampfe in der Stadt gab es Verletzte, von denen der eine in Johannas Zimmer gebracht wurde. Sie pflegte ihn, saß die ganze Nacht an seinem Lager und machte ihm Umschläge mit Essigwasser. Emanuel lag im Liegestuhl und verfolgte die Bewegungen des Mädchens, die nie träge wurden, selbst wenn es früh in den Morgen hinein ging.

Der Tod seines Vaters und die Freundschaft mit Johanna bewogen Emanuel, einen Beruf zu ergreifen. Johanna hatte Beziehungen zu einer Arbeiterzeitung, und sie verhalf ihrem Freunde zu einer Stelle als Lokalberichterstatter. Lachend hatte sie es Emanuel mitgeteilt.

„Sie sind in den Mitarbeiterstab aufgenommen worden.“

Sie wußte, weshalb sie dabei lächelte, sie dachte nämlich an alle die Feste der Beamten und Handwerker, der Turner und Diplomaten, an alle die Kremationen, die Vorträge, die Theateraufführungen und die Demonstrationen, die Emanuel in Zukunft zu besuchen hatte.

Schon am folgenden Tage hatte er einen Auftrag. Auf einer Wiese der Vorstadt feierte das kleine Volk ein Volksfest. Johanna begleitete Emanuel

durch die lärmenden Karussells, die farbigen Buden und das schreiende Volk, und wenn sie in seinen Augen einen unbeholfenen oder verhangenen Blick wahrnahm, suchte sie ihn, ohne daß er es merkte, aufzumuntern.

Einem Kleinen mit einem Honig verschmiertem Munde kaufte sie einen Zuckerstengel und eine Dose türkischen Honig. Einem andern half sie bei einer Schießbude das Gewehr halten. Als sich gegen Abend zahlreiche Berauschte durchs Gewühl drängten und die nächsten ihnen kameradschaftliche Neckereien hinwarfen, suchte sie ihren Freund immer von solchen Szenen wegzubringen.

Als sie heimgingen, stand eine junge Frau, die schwanger war, mit ihrem Manne an der Straße und rief begeistert: „Wie herrlich! märchenhaft!“ Sie meinte damit das Lichtchaos der fastnachtsähnlichen Lampen, die von schmuckigen Alzethylolampen beleuchteten farbigen Monstrebilder der Budenwände und die gipsernen Engelsleiber des Panoptikums.

Johanna sah, wie es in Emanuels Gesicht zuckte, und wie ein Schatten, nicht der Geringsschätzung, aber der bittern Nachdenklichkeit, über seine Stirne ging.

„Man muß nachsichtig sein gegen diese Menschen,“ sagte sie so nebenbei.

In der Stadt war es totenstill. Zwischen den Häuserdächern schwangen sich lichte Sternenhögen. Einzelne Pärke hauchten den Duft eines frischen Gräsertaues aus.

Johanna fragte ihren schweigsamen Begleiter einmal: „Und nun, was gedenken Sie über dieses Fest zu schreiben?“

„Es ist schwer,“ gab Emanuel mit halbschwerer Stimme zurück.

„Schreiben Sie von dem fröhlichen Treiben, sagen Sie, daß das Volk sich gefreut . . . , ja wirklich gefreut hat. Ein klein wenig nachsichtig müssen Sie dabei freilich schon sein. Sagen Sie ein paar hübsche Worte vom Lichterglanz des Festes, vom Jubel der Menge und von den festlichen Klängen der Musik.“ Sie sagte das in flehentlichem Tone, sie bat für die andern.

Emanuel schaute ihr nachdenklich und bitter in die Augen, daß er es sofort selber bereute.

Johanna reichte ihm am Hoferplatz den Arm. Sie tat es gleichsam mit naiver Selbstverständlichkeit, aber beide fühlten das süßschwere Gewicht und die flimmernde Wärme ihrer Arme. Sie bat noch einmal, er möge mit diesen Leuten Nachsicht haben.

Da sah er plötzlich, daß sie Macht über ihn hatte, daß er, sein Blut gewaltsam verleugnend, ihrer Bitte zu willfahren begann.

Als er ihr vor ihrem Hause die Hand gab, stand sie ganz nahe vor ihm, daß er sogar den Duft ihres Haares spürte. Als er sie küßte, dachte er nicht mehr an das Volk, den Artikel, noch an die Zeitung, sondern nur an sich und sie. Ihre Lippen waren rund und sammetweich und ein wenig warm.

In den nächsten Tagen geschah das Wunder, daß Emanuel die tausend Krankheiten seines Herzens vor dem Mädchen verbarg, ja nicht nur verbarg, sondern sich selbst über sie hinwegzutäuschen versuchte. Er mußte immer lächeln, wenn sein Blick in ihrem Zimmer das Buch mit den Tigerjagden traf. „Jetzt wird das und das gemacht,“ frohlockte sie, und tat etwas, irgendetwas, was vielleicht nicht richtig war, aber sie tat es so frisch, daß man sich bezwungen fühlte. Banal wurde sie nie.

Sie konnte sogar hassen. Mit ihren nächsten Bekannten, die in alten, dunkel und hochgetäferten Häusern wohnten, lebte sie in Fehde. Sie hasste fast alle Bürger, die den ganzen Tag im Kontor saßen. Ihren schwer reichen Onkel nannte sie das lebende Skelett eines Antiquaren. Das war die gutmütige Seite ihres Hasses, und doch war das derselbe Haß, der sie bis zu den Barricaden führen konnte. Aber dieser Haß war bei ihr eine rotblühende Pflanze, mit den tiefsten Herzäpfeln geährt, ein seltenes, schönes Mitternachtsgewächs mit dem Saft eines gesunden Wachstums.

Es war ein helles Redaktionszimmer von hygienischem Anstrich, wie ein Spitalzimmer, in dem Emanuel tagsüber arbeiten mußte. Sportsleute, Politiker, Juden und falsche Künstler verkehrten dort. In der übrigen Zeit besuchte er Vorträge, Versammlungen, Feste und Totenfeiern.

„Mein Guter,“ sagte seine Mutter, die jetzt mit ihrem Sohn eine kleine saubere Dachwohnung mit drei Zimmern bewohnte und Nährarbeiten

besorgte, wenn er den Lohn heimbrachte. Manchmal schien es ihr rätselhaft, wenn Emanuel das Geld freudlos auf die Tischplatte legte. Sie ließ es oft liegen und nahm es erst dann, wenn er ins Bett gegangen war.

Obwohl sie dem Leben keinen Sinn abgewinnen konnte und mit ihrer Jugend die Blüten mit der unerschlossenen Frucht ihres Lebens begraben hatte, gab sie sich nach außen hin als die zufriedene Matrone. Sie trug stets einen schwarzen Wollenschal, sie sagte es niemandem, daß sie dabei trotzdem fror. Was in der Stadt vorging, beschäftigte sie wenig, denn sie hatte Angst, mit einem neuen Leben in Verbindung zu treten. Sie wollte sich ganz mit ihrem Zimmerchen mit den geblümten farbigen Gardinen und zwei mittelgroßen Fenstern begnügen.

Emanuel sah auf einmal, daß die Zeitung ein großes, breitspuriges Ungetüm war, das ihn immer mehr in die Klauen nahm und ihn hinausschob in eine endlose und trostlose Ebene hinaus. Das war die Öffentlichkeit. Er lernte zum ersten Male die polypenartige Herrschaft des Volkes kennen, des Volkes, von dem jeder einzelne, so er allein ist, seinen stillen Gott anbetet und vor schönen und schlichten Dingen seine Ehrfurcht hat, das aber als ganzes schamlos ist, seine Götter lästert und alles in den Staub tritt. Er kannte Arbeiter, die auf der Straße den Tauben sorgsam

aus dem Wege gingen und in den Anlagen die zahmen Buchfinken fütterten, die aber, sobald sie in Reih und Glied standen und auf den Bänken dichtgedrängt in ihren Hallen saßen, nach Tod und Vernichtung ihrer Feinde schrien. Emanuel fand sogar heraus, daß Männer, die sonst eine warmtimbrierte Stimme hatten, sobald sie in den Versammlungshallen saßen, brüllten und stumpfsinnige Glossen über die Welt und ihre Menschen machten. Es schien ein Bann des Bösen über ihnen zu schweben, sobald sie in Mehrzahl beieinander waren. In der Gemeinschaft hatten sie ihre eigenen Wahrheiten, die möglichst durchsichtig und leicht erfassbar sein mußten. Die Wahrheiten wurden so durchsichtig, bis sie zu Phrasen wurden. Das Schlagwort wurde zum Hymnus der Menge. Wenn sie auf Lische und Stühle stiegen und Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit brüllten, prahlten sie laut mit dem Band, das sie einig umhülle; wenn sie dann aber auseinandergingen und jeder wieder zu Hause im Bette lag, wußte keiner richtig den Sinn dieser Fanfaren zu deuten und fand sich leer und verloren vor, und um vor der Ernüchterung und Trostlosigkeit des Alleinseins zu flüchten, rannten sie immer von neuem wieder in die Säle und Versammlungshallen. Sie verließen ihre Herzen und schlugen ihre Heimaten in den Bänken vor den Kathedern und auf dem Pflaster der Straßen auf.

Johanna besaß eine tiefe Leidenschaft für dieses Volk, fast ward es zum animalischen Triebe in

ihr. Es kam nie auf den an, den sie mit ihrer Liebe umgab, jeder, den sie in ihre herrliche Leidenschaftlichkeit einhüllte, ward schön darin. Wenn sie sich für Berauschte aufopferte, wurden sie trotz ihren nassen Bärten und ihren feuchten Augen schön.

Um Januartage, da die Stadt ihren zweiten harten Barrikadenkampf sah und am Münster mit der Glocke für eine Zeitlang Sturm geläutet wurde, flog Emanuel auf der Straße die Bemerkung ans Ohr, ein blutjunges Mädchen habe durch eine Kugel des Militärs den Tod gefunden.

Emanuel hastete wie ein Irrer durch die Straßen, der Schweiß trat ihm auf die Stirne. An einer Plakatsäule teilte einer Extrablätter aus, schrie beständig und war mit den Käufern grob wie ein Stallknecht.

„Wie heißt sie?“ fragte Emanuel irgendeinen, der zu hinterst stand, aber ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er vorüber.

Johanna lag auf ihrem Bette, angekleidet, den Kopf in den Handschalen. Sie schraf ein klein wenig zusammen, als Emanuel, ohne anzuklopfen, ins Zimmer stürzte.

„Du bist da,“ atmete er auf. „Ich hörte, daß ein junges Mädchen auf der Barrikade gefallen sei.“ Sie war fein genug, ihn nicht zum Geständnis seiner Angst um sie zu zwingen.

„Du frierst, ich bereite den Tee.“ Damit erhob sie sich vom Bette und stellte auf dem Spiritusföcher den Tee auf. Alle Mattigkeit war von ihr gewichen. Ihr Körper blühte auf. Ihr Auge füllte sich mit dem schönen Glanz eines brünstigen Tierchens. Sie schaute mit Absicht in die Spiritusflamme hinein. Sie musste die Augen schließen, denn nur so konnte sie noch einmal sich jenen Augenblick vergegenwärtigen, da Emanuel plötzlich im Türrahmen erschienen war, zitternd, mit der Röte von Furcht und Entsetzen auf der Wange, mit halb geöffnetem Munde, und dann, als er sie, die Totgeglaubte, lebend sah, jene feusche Verschämtheit, jene sich urplötzlich verratende Liebe, die sich dann sofort wieder hinter einer linkischen Gebärde verbergen wollte. Und sie hätte ihn in dieser jünglingshaften Erregtheit umarmen mögen. Für sie bedeutete dies mehr, als er ahnen konnte: Sie sah darin etwas von jenem Lebensmut, der auf dem Grund seiner Seele jedenfalls schon von frühester Kindheit an durch Gott weiß was niedergehalten worden war. Wenn er um sie zitterte, war das nicht zugleich ein Beben um das Leben? Lag darin nicht ein heißes, loderndes Lebensgefühl?

„Und wenn ich wirklich jenes Mädchen gewesen wäre?“ Das Wort entglitt ihrem Munde; sie sah, beschämt über ihr vorlautes Herz, auf die Seite, und drehte den Docht des Spiritusföchers tiefer. Er erwiderete nichts, ging nur ans Fenster und blickte in die kalte, klare Winternacht hinaus.

Da hatte sie auf einmal Angst, daß er sich wieder in seine winterliche Einsamkeit zurückziehen könnte. Sie aber wollte ihn fürs Leben gewinnen. Sie zog sich langsam aus. Oft schloß sie die Augen dabei.

Als sich Emanuel umwandte, sah er ihren herrlichen Körper aus den weißen Linnen schimmern. Sie trug am ganzen Körper die gleiche Farbe, ein blendendes, ganz leicht ins Bräunliche übergehendes Rosa, wie er es einst bei jungen Schweinchen wahrgenommen hatte. Die Hände lagen ihr auf den Augen, als ob sie von ihrer eigenen Nachtigkeit geblendet worden wäre, und in den Armhöhlen wuchs ihr ein herrliches Haar, so schwarz wie der kostbarste chinesische Lack. — — — — —

Als Emanuel am Morgen heimkehrte, war alles beklammend hell um ihn her. Der Tag war von einer Offenheit, die ihm fast weh tat. Die ersten Geschäftslute, Milchhändler und Beamten kamen ihm dabei wie verwandt vor, ebenso die jungen Mädchen, die ins Geschäft gingen. Es gab auf einmal keinen Abstand mehr zwischen ihm und den andern Menschen. Die Geheimnisse der zarten, lustigen, fröhlichen und doch wieder graziosen Leiber der Mädchen waren ihm offenbar. Sonst war er vor ihnen errötet. Heute aber wußte er alles und die einstige Scheu belustigte ihn jetzt fast. Er fühlte sich außerordentlich gesund, so gesund, wie die Straße, die frisch und nüchtern vor

ihm lag. Ja vielleicht etwas zu gesund. Etwas war doch verloren gegangen. Er wußte nicht was. Er hatte bloß das Gefühl, seine Jugend läge unendlich weit zurück.

Am Münsterplatz, gegenüber der eintürmigen Kirche, deren großes Portal zahlreiche bronzenen Engel trug, stand ein breites Barockgebäude, das man teilweise der Putten, Känneldrachen und Steinvasen beraubt hatte. Herr von Stein hatte dies Gebäude der Stadt abgekauft und in ihm Kontore und Lagerräume untergebracht. Gegen die Stromseite hin hatte er einen einfachen Lagerbau erstellen lassen, in dem nun über tausend versiegelte Seidenballen lagen, die nach fremden Ländern rochen. Als Herr von Stein das Gebäude seiner Zierden entblößt hatte, erhob sich unter zahlreichen Städtern eine wahre Entrüstung, die sich so heftig bemerkbar machte, daß Herr von Stein sich hartnäckig in den Troß verbiss und von seinem Vorhaben nicht mehr abzubringen war. Vordem hatte er stets einen grauen, weiten Rock mit schrägschnittener Tasche und eine blaugeblümte Weste getragen. Als er sich aber in die Kriegsstellung zu den Städtern gedrängt sah, nahm seine Ernsthaftigkeit und das unbestimmte Gefühl von irgend einer fürs Volksganze fruchtbaren, sittlichen Mission derart zu, daß er sich nur noch in schwarzem, engem quäkerähnlichem Gewande zeigte, mit hochgeschlossener, tiefschwarzer Weste. Die beiden Zier-

palmen, die vor den Corpilastern gestanden hatten, mußten ebenfalls weichen. Auch die Schnörkel der Windfahnen und die mit eisernen Windrosen geschmückten Reiterchen auf den Dachgiebeln verschwanden eines Tages.

Über die Mitte des Platzes zwischen dem Steinschen Hause und dem Münster hatte sich eine Kavallerieabteilung aufgestellt. Die Soldaten saßen troßig ernst auf ihren schweren Gäulen und dachten an die zwei Kameraden, die tags zuvor bei einem Barrikadenkampfe, von Kugeln getroffen, ins Pflaster gefallen waren.

Der Platz war leicht mit Schnee bedeckt, und nur unter den Pferdeleibern kam das braune Steinpflaster zum Vorschein.

Gegen Abend spieen die dem Platz zulaufenden Gäßchen kleine Menschengruppen aus, die sich zuerst nicht aus den Häuserschatten wagten, später aber frech gegen die Platzmitte beinahe bis vor die Soldatenreihe vorschoben. Als ein Schlächter mit einem Wagen vor den Kavalleristen zum Umkehren gezwungen wurde, ging ein Gemurmel durch die Menge. Der Schlächter fluchte mit sichtlichem Wohlbehagen und kam sich sehr erhaben vor, weil er die ganze Menge und damit einmal, wie er meinte, überhaupt die ganze Umwelt, die ihm sonst nie gewogen gewesen war, auf seiner Seite fühlte. Gegen acht Uhr wurden hinter den Kavalleristen, vor dem Steinschen Hause, drei Acetylenlampen angezündet, so daß die Helme matt aufzuleuchten und ein paar Säbel zu blitzzen

begannen. Die Pferde hatten mit einemmal breit geschwungene Bäuche, wie Brückenbögen. Ein Hund verirrte sich unter ihnen und heulte auf, als ihn der Huf eines Pferdes traf.

Als der Hund aufheulte, zuckte der Hauptmann mit keiner Muskel. Man sah, dies bleiche Gesicht zuckte nie. Das scharfe Kinn, die kühlen Wangenflächen mit den leicht bläulichen Schatten und die erschreckend scharf fallende Stirne trugen ganz den Stempel eines Willens, der alles teilnahmslos abprallen läßt, was ihn von außen anfällt, der nichts willkommen heißt, sondern alles sogleich in Abwehrstellung empfängt und zu nichts die Brücken der Demut und Sanftheit schlägt.

Gegen halb zehn Uhr, als die Platzhälfte zwischen dem Münster und den Kavalleristen ziemlich schwarz von Menschen war, erschien am Ausgang einer Gasse ein Betrunkener, der so laut gröhnte, daß es von allen Häusern echote. Es war der gleiche Schlächtergeselle, der vor zwei Stunden mit seinem Wagen von den Soldaten zum Umkehren gezwungen worden war. Inzwischen hatte er sich einen Rausch angetrunken, der in ihm das Vorhaben stärkte, sich an den Soldaten zu rächen. Als die Leute den Berauschten sahen, gingen sie ihm verdrießlich aus dem Weg, wie sie aber hörten, daß er die Soldaten beschimpfte, begannen sie befriedigt zu lächeln und machten ihm freundlich Platz.

Er verlor sich in der Masse, aber seine halb fluchende, halb singende Stimme verriet, daß er vorn

die Soldaten erreicht haben mußte. Es entstand auch wirklich eine Bewegung dort vorn. Die Leute ballten sich zusammen, die Rosse schlügen mit ihren Hufen und Stimmen schossen aus dem Gewirr auf.

Dann hörte man einen Schuß.

Emanuel befand sich um diese Zeit auf der Redaktion. Er war ganz allein. Aus dem unteren Stockwerke kam das gleichmäßige, schlürfende Geräusch der Druckmaschinen herauf. Er schritt einige Male gegen das Fenster, bis er es schließlich öffnete. Das gegenüberliegende Haus verbarg sich im Dunkeln und nur unten warf eine Laterne ihr Licht an zwei vergitterte Erdgeschoßfenster. Nach rechts verlor sich alles im Dunkeln und man hörte von dorther das Rauschen eines Flusses.

Ein Bote meldete gegen Mitternacht, daß die Lage auf dem Münsterplatz sehr bedrohlich geworden sei. Die Menge verlange die Herausgabe des Schlächtergesellen, der, als er den Platz nicht räumen wollte, von einem Pferde getreten und schwer verletzt in das von den Soldaten bewachte Steinsche Haus abgeführt worden sei.

Emanuel saß am Fenster. Er wußte, daß man sich nun auf dem Münsterplatz gegenseitig angriff, daß vielleicht gar geschossen würde. Einmal war es ihm, als besäße er die Kraft, jenen Streit zu schlichten. Es überkam ihn wie Ruhe, als er merkte, daß er mit seiner Ansicht über die Unsin-

nigkeit des Kampfes und seiner Teilnahmslosigkeit all den verwirrenden Leidenschaften der beiden Parteien gegenüber auf einer Warte stand, die etwas Reines, Reusches und Absolutes an sich hatte. In solchen Augenblicken mußte er lächeln, ohne daß er es wußte.

Er mußte auch lächeln, als er die Bilder von Veli-
siegern, Boxkämpfern, politischen Mördern be-
trachtete, die auf aschgraue Wände aufgetellt
waren.

Einmal nahm er die Photographie von Johanna aus seiner Brieftasche und betrachtete sie lange. Dabei machte er die Entdeckung, daß die Augen des Mädchens denjenigen eines Boxkämpfers glichen. Um Mitternacht trat Johanna herein und mit ihr flog der frische Duft der nächtlichen Straße ins Zimmer. Sie setzte sich Emanuel gegenüber in einen tiefen Lehnsessel hinein und erzählte von den neuesten Boxkommis-
sionen auf dem Münsterplatz. Dabei musterte sie ihn zuweilen mit prüfendem Blick, als ob sie in ihm einen Zug der Teilnahmslosigkeit befürchtete. Und dann wieder ließ sie den Blick stolz auf ihm ruhen, dem Jüngling, der hier auf seinem Posten saß und so viele Fäden in seiner starken Hand hielt.

„Schreibst du morgen den Leitartikel,“ fragte sie ihn einmal, und glättete darnach mit der Hand ihren Strumpf. Aber sie zitterte gespannt auf seine Antwort, und als er mit den Achseln zuckte, fragte sie ihn scharf, weshalb er mit den Achseln zucke.

Er gab ihr keine Antwort und ging auf das Fenster zu, so wie damals, als sie sich ausgezogen hatte. Sie ging schließlich zu ihm hin und sagte, den einen Arm auf das in die Nacht hinausragende Gesims gestützt, den andern auf seine Schultern gelegt: „Du darfst jetzt nicht müde werden.“

Er verstand in diesem Augenblick ihre ganze Liebe zu jenem Volke, das jetzt auf dem Münsterplatze vielleicht Menschen niederschoß. Er sah ihre stolze Stirne mit dem lieblichen Troß, fühlte die Schwere ihres warmen Armes, und er kam sich fast müde und untauglich neben diesem Weibe vor; er blickte in die Nacht hinaus, über die grotesken Dächer hinweg nach dem bewaldeten Hügel hinüber.

„Ich hatte heute ein eigenartiges Erlebnis,“ sagte er fast wie im Selbstgespräch und doch mit einem bestimmten Hintasten zu ihrem Verständnis. „Die Nacht hätte mich beinahe zum Dichten angeregt; und das Gedicht hätte mit all dem, was jetzt auf dem Münsterplatze vorgeht, nicht das Geringste zu tun gehabt.“

Sie ging nach diesem Geständnis auf die Seite. Er folgte ihr mit furchtsamem Blick und entdeckte in ihren Augen eine schmerzhafte Nachdenklichkeit. Erst als sie sah, daß er seinen fragenden Blick von ihr nicht mehr zurückzog, antwortete sie: „Ich habe Angst vor diesen Gedanken; sie entfremden dich diesen armen Leuten und — mir. Ich habe wenigstens so das Gefühl. Du darfst mir nicht böse sein.“

Sie sagte den letzten Satz außerordentlich flehend.

Eine Stunde später schrieb Emanuel für die morgige Zeitung einen Leitartikel. Hinter den Dächern wagte sich eine Helle hervor, wie sie etwa jener Ampel vorausgeht, die von unserer Mutter in der Morgenfrühe durch den Korridor getragen wird. Auf der Straße hörte man das Kesselflirren verfrühter Milchhändler, Fensterläden wurden aufgeschlagen, eine Zug- oder Fabriksirene verflog sich über die Dächer.

Als er sich auf einem Liegestuhl ausruhen wollte, kamen nach hastigem Anklopfen zwei Männer ins Zimmer gestürzt. Sie erschienen in ernster Mission. Das ging schon aus der Steifheit hervor, zu der sie sich mit sichtlicher Gewalt zwingen mußten.

Der eine hatte rotes Haar, das sich wie der Beerrenguß eines weißen Puddings über den Schädel legte. Sein Adamsapfel schaute weit aus dem übergroßen, niedern Umlegefrägen hervor. Seine Fräze aber ward immer weniger lächerlich, je länger man in sie hinein sah. Der andere, etwa in den Dreißigern stehend, war beweglicher und erinnerte mit seinen hartgeschwungenen Kinnfalten an einen wilden Studenten, der vor unbändiger Sucht nach Interessantem und Bewegtem zu keinen Resultaten, also auch zu keinem Examen kommt. Beide, in der Rede sichtbar sich zur Kürze zwingend und doch bei jeder Gelegenheit sich im Affekt verlierend, baten Emanuel, sofort nach dem Münsterplatze zu kommen, wo die Lage verzweifelt ernst geworden sei und nach einer vermittelnden Stimme verlange. Das Volk ver-

lange die bedingungslose Herausgabe des verhafteten und verwundeten Schlächtergesellen. Die Soldaten hätten den Beschuß gefaßt, beim geringsten Anlaß loszuschlagen. Man habe als einzigen möglichen Vermittler zwischen Menge und Soldaten ihn, Emanuel, genannt.

Emanuel fühlte, wie ihn eine Reihe eigenartiger Umstände in eine Lage hinein drängte, in der er großmütig handeln mußte.

Er begleitete die beiden Männer nach dem Münsterplatz. Sie zogen ihn dort durch die Menge. Er sah Gesichter an sich vorüberfischen, von denen jedes eine Geschichte und ein Schicksal andeutete. Es tat ihm jetzt fast weh, daß er sie alle summarisch als ein Ganzes betrachten mußte. Er wußte nicht, wie es kam, aber auf einmal stand er allein auf dem Pflasterstreifen zwischen den Kavalleristen und der Menge. Entschlossen ging er auf den Hauptmann zu. Er empfand dabei die feindliche Kälte, die ihm entgegenschlug.

Im gleichen Augenblicke erlebte er eine Überraschung, deren Auskosten bloß durch den Ernst der Situation verhindert wurde.

Der Hauptmann war niemand anders als Titus von Stein. Fürwahr, der kleine Titus hatte sich im Grunde nicht verändert, er war bloß gewachsen, er hatte aber immer noch das spähend abweisende Auge und den nüchternen, haarlosen Nacken.

Auch Titus erkannte seinen ehemaligen Gefährten; das seltsame Kind, dessen Weinfrämpfe niemand zu deuten gewußt hatte. Das Gefühl ir-

gundeiner unklaren Verpflichtung bewog Titus, Emanuel in einer Viertelstunde eine Unterredung unter vier Augen zu gewähren. Er rief einem Soldaten und hieß ihn, Herrn Fischer ins Gebäude hinüber zu geleiten. Alles geschah förmlich und Emanuel benahm sich einen Augenblick unbeholfen und es war ihm dabei, als erinnere er sich an die Gefühlsschauer seiner fernen Jugend. Sie sagten sich beide Sie und achteten darauf, sich keine Blößen zu geben.

Eine Viertelstunde später schritt Emanuel mit Titus von Stein im Steinschen Handelshause in einem Klosterähnlichen Gange mit schwerem Gewölbe und vergitterten, kleinen Fensternischen auf und ab. Die großen, ausgetretenen Steinplatten erklangen unter Titus' festen Schritten.

Emanuel legte seine Mission auseinander. Titus hörte ruhig zu, hie und da lächelte er ganz schwach mit den weißen Zähnen.

„Ich erkenne unbedingt Ihren Willen, die kritische Situation zu lösen, aber Sie gestatten mir, Ihre Person als eine Vertretung dieser Menge von juristischer Gültigkeit . . . wie soll ich sagen . . . zu bezweifeln. Sie verzeihen mir, wenn ich von dem Vertreter einer Partei rechtsgültige Ausweise verlangen muß. Ich weiß (und damit legte er seine weiße Zahnreihe bloß), Ihre Handlungsweise ist — rein menschlich natürlich — gerechtfertigt. Um aber den verhafteten Schlächtergesellen herauszugeben, dafür bedarf es einer Einigung beider Parteien, und zwar rechtsgültig vollzogen von den juristisch bestimmten Vertretern beider Parteien.“

„Ich weiß,“ sagte Emanuel, die folgenden Worte scharf überlegend, „daß die Herausgabe dieses Schlächtergesellen kein Schritt von politischer Rechtfertigung bedeutet, aber ich glaube (auch das sagte er bestimmt), daß es Handlungen gibt, die politisch unrichtig, von einem andern Standpunkte aus aber unbedingt richtig sind. Hier liegt der Fall so: Die Herausgabe des Verhafteten versöhnt die Menge ausreichend, um sie vom Blutvergießen abzubringen, wobei das Opfer, das von Ihnen gebracht wird, durch dies Resultat hundertfach aufgewogen wird.“

Derart förmlich sprachen beide. Und der Unterschied zwischen ihnen beruhte einzig darin, daß Emanuel unter dieser Förmlichkeit litt. Er litt schon deshalb, daß diese Unterredung in diesem alten Hause stattfand, das die Menschen unfrei zu machen und sie zu vergewaltigen schien. Er roch den schweren, bedrängenden Geruch von Warenhallen, die aus fernen Ländern kommen, an denen die Siegel mächtiger Handelshäuser hängen, und die in fernen Gewittern und Stürmen feucht geworden sein mußten.

In diesem Augenblick wurde am Ende des Gebäudeganges gewaltsam die Türe aufgerissen. Zwei Soldaten stießen eine Gestalt, die sich fortwährend wehrte, ins Innere. Als sich diese von Menschen umgeben sah, ließ sie von allen Anstrengungen, sich den Händen der Soldaten zu entwinden, ab und ihr Körper verschloß sich in eine stolze Vertikale.

Als Emanuel sah, daß dies niemand anders als

Johanna war, erblickte er in ihrer Demütigung ein Stück seiner eigenen, und er nahm sich sofort vor, sie ohne Rücksicht zu verteidigen.

Die Soldaten führten sie vor Titus und meldeten ihm, daß sich das Mädchen in fanatischem Eifer den Soldaten entgegengeworfen und sie vor allen Leuten beschimpft habe.

Titus von Stein untersuchte durch peinliche Fragen den Fall auf seine Detailtatsachen. Während Emanuel, wenn ihm dies Mädchen unbekannt gewesen wäre, aus dessen Augen, dessen Lippenstellung oder doch zum mindesten aus dessen Redewendungen das Gesamtbild des Mädchens erfaßt und damit auch die Grundmotive aller Handlungen geahnt hätte, so legte Titus den Nachdruck auf nebensächliche Fragen, maß den ursprünglichsten, das ganze Herz verratenden Äußerungen des Mädchens keine Bedeutung zu und wiederholte öfters die Fragen: „Um welche Zeit war es,“ oder „wo standen Sie, als Sie das sagten“ oder auch „Wissen Sie, daß das strafbar ist?“

Nach diesem fruchtlosen Verhör ließ Titus das Mädchen in ein Nebenzimmer abführen. Emanuel trat einen Schritt auf Titus zu und sagte: „Ich kenne dieses Mädchen. Ich bürge für seine Untadeligkeit, und ich bitte sogleich um seine Freilassung.“ Titus scharfe Haarlinie über der Stirne verschob sich etwas nach unten. „Sie haben doch selbst das Geständnis ihrer Beschimpfungen von Soldaten gehört,“ sagte er fast unwillig.

„Das wohl,“ erwiderte Emanuel, und geriet in

Versuchung, zu lächeln, „ihre Tat aber muß anders beurteilt werden als die gleiche Tat eines beliebigen andern Revolutionärs.“

„Wieso?“ Titus rückte beide Absäße zusammen, er sah so besonders groß aus.

Emanuel überlegte einen Augenblick. „Die Beweggründe, die dies Mädchen zu dieser Handlung führten, welche wir nun bei ruhiger Überlegung töricht finden, liegen so tief, sind vielfach, ich möchte sagen, so verständlich, daß man das Ganze nicht bloß als einen Fall betrachten darf.“

„Glauben Sie nicht,“ fragte Titus lächelnd, „daß dadurch eine ungeheure Verwirrung in der Untersuchung entstehen müßte, wenn man bloß auf die unklaren, verwischten Motive und Verständnisse einer Tat das Hauptgewicht legen und den wirklichen Fakten Nebenbeachtung schenken wollte. Jeder ist für das verantwortlich, was er tut, ob er es aus diesem oder jenem Grunde getan hat.“

Emanuel ward bitter, weil er sah, daß er mit weißen Waffen an eine harte Mauer schlug.

Titus mußte sich dann für eine Viertelstunde verabschieden, in dienstlicher Angelegenheit, wie er sagte. Emanuel erhielt die Erlaubnis, die Gefangene besuchen zu dürfen.

Johanna saß in dem leeren Zimmer mit dunklem Läfer und halb erloschenen Stukkaturen an der Decke. Die Läden der großen Fenster waren verschlossen, ein drittes offenes Fensterchen wies auf den Fluß hinaus. Johanna saß auf einer Kiste,

den Kopf nach dem Fenster abgewandt. Sie fühlte, daß Emanuel ins Zimmer trat; sie drehte sich aber nicht um, gab vielmehr ihren Augen einen Blick des Trostes. Emanuel machte sie mit schonenden Worten auf ihr törichtes Verhalten aufmerksam, versprach ihr aber mit Nachdruck, für ihre Freilassung sich mit allen Kräften einzusezten.

Sie erhob sich, trat ans Fenster und preßte die Schenkel an das Gemäuer. Seine fast bedächtige Rede schien ihr eine Mißachtung ihres leidenschaftlichen Wollens zu sein, wie konnte er nur ruhig bleiben, wo alles zum Himmel schrie in ihr.

„Ich will nicht, daß man um meine Freilassung bittet,“ sagte sie und rührte sich nicht. „Ich will, daß man den Mezgerburschen herausgibt, daß sich die Soldaten zurückziehen, und daß man das Haus räumt.“ Ihr Nacken spannte sich an, auf ihre Wangen traten rote Wölklein, und ihre äußersten Haargabeln, in die die Frühsonne gelbe Schimmerfäden hineinflocht, zitterten merklich. Dann warf sie auf einmal ihre ganze Gestalt herum und schritt bis dicht vor Emanuel heran, der ihren heißen Atem empfing.

„Verlasse dies Haus, suche den Platz zu erreichen, und sage es den Leuten dort, daß man ein Weib in diesen Räumen gefangen halte.“ Mit diesen Worten schob sie ihre Hand gegen die seine vor, war aber im letzten Augenblick zu stolz, jene zu ergreifen.

Als er an ihr vorbei an die Wand sah, riß sie sich plötzlich in die Höhe und schrie:

„Feigling!“

Dann stürzte sie sich gegen die Wand und verbarg den Kopf aus Wut und Scham in den Händen.

Es war einen Augenblick still in dem feuchten, leeren Raum; nur ein Soldatenkopf erschien zwischen dem Türspalt, um sich aber sogleich wieder zurückzuziehen. Kurz darauf wurde die Türe wieder geöffnet und Titus' große, hagere Gestalt erschien auf der Schwelle.

„Mein Vater möchte Sie sprechen,“ sagte er, wobei seine Stimme zum erstenmal etwas unsicher klang. Er führte Emanuel über eine breite, ausgetretene Steintreppe in den obern Stock empor, wo in einem kühlen Gange eine Laterne brannte. Titus ließ Emanuel durch eine Nebentüre in ein seitwärts liegendes Kabinett eintreten und zog sich dann sofort zurück.

Das Zimmer, aus dem ihm ein eigenartiger Geruch von Karbol entgegenstieg, glich dem Ende eines langen, schmalen Saales. Eine Tischlampe im Vordergrunde hatte Mühe, einen Winkel, in dem zwei hohe Bilder in Goldrahmen hingen, aus dem Dunkel herauszuschälen. Ein Bücherschrank und ein Konsolenspiegel mit Drachen und Putten waren halb beleuchtet. Am Tische saß, gleichsam mit den Möbeln, den Büchern und den Kartonmappen verschmolzen, eine Gestalt, die Emanuel den Rücken zuwandte. Als sie sich umdrehte, sah Emanuel in ein Greisengesicht hinein

mit ölfarbenhaften Rünzeln und dem grauen Netzwerk ihrer Schatten. Aber nichts war regellos in diesem Gesicht. Hinter den Moosbächen des Alters schlummerte ein harter, kräftiger Bau. Der Bart war auf einer Seite abgerissen und die Augenbrauen besaßen Lücken.

Ein paar Pendelschläge lang schoben sich in Emanuels Erinnerung schlagartige Bilder aus dem Dämmer heraus. Er sah Herrn von Stein mit steifem Ernst vor den Scherben der Pesaner Harlekinfigur, sah ihn auch im Treppenhause vor den hohen Fenstern und neben dem Schlangengeländer, eine Hand in der schrägen Manteltasche des Rockes und den Blick auf den Burschen gerichtet, der in der Merkuria den Dackel eines armseligen Paukisten versteckt hatte.

Wie oft hat er mich gedemütiigt, dachte Emanuel, ohne den leisesten Groll zu verspüren.

Eine müde Handbewegung hieß Emanuel dem Schreibtische gegenüber Platz nehmen.

„Ich habe Sie bereits als Knaben gekannt, aber Sie werden mich vergessen haben,“ begann Herr von Stein im Tone eines memorierenden Darstellers, der nicht bei der Sache ist und einen Plan ausarbeitet.

„Was sind Sie jetzt?“ Erst mit dieser Frage schien er volles Bewußtsein erlangt zu haben.

„Journalist,“ erwiderte Emanuel mechanisch. Als er aber den Blick des Alten forschend auf sich zuwiesen sah, fuhr er, sich gleichsam verbessernd, weiter, „es ist bloß mein Nebenberuf“.

„Ich habe diesen Beruf nie ... begriffen,” sagte Herr von Stein etwas lauter.

„Ich habe ihn nie gutgeheißen,” ergänzte Emanuel bestimmt.

Der alte Herr schob seine Augenpillaen in die Mitte. Wie kann man etwas vertreten, das man doch nicht gutheißt, schienen seine matten Augen zu fragen. Emanuel hatte folgendes auf den Lippen: Keiner ist das, was er sein möchte. Die meisten möchten z. B. Engel sein, aber sie werden sich zu einem unenglischen Beruf bequemen müssen. Jeder Beruf ist ein Standpunkt, je mehr man diesen Standpunkt zu reiten versteht, je berufstüchtiger erscheint man. Aber jeder Standpunkt ist eben bloß ein Standpunkt, von dem man nur einen kleinen, scharf abgegrenzten Teil der Wahrheit, nicht aber ihr ganzes, herrliches Reich überblicken kann. Da es aber keinen Standpunkt gibt, von dem man den ganzen lieben Gott anschauen kann, so ist es gleichgültig, welchen man von diesen vielen unzulänglichen Standpunkten wählt. Ich habe nun eben den Standpunkt des Journalismus gewählt, ohne mich jedoch an ihn ganz zu verschaffen.

Das alles lag Emanuel auf den Lippen. Aber er sagte es nicht, sondern schlug die Augen auf die Knie nieder, was der alte Herr sofort als Scham auffaste und irgendwo befriedigt war, einem Schwachen auf die Wunde gefühlt zu haben. Und jetzt, da er diese Überlegenheit in den Adern fühlte, rückte er ohne Umschweife auf das Ziel los.

Vor einer Viertelstunde war der Schlächtergeselle an den Verlebungen, die er durch den Hufschlag eines Pferdes erlitten hatte, gestorben.

Da aber die Menge immer noch den Platz besetzt hielt und in ihrem Groll keine Miene machte, sich zurückzuziehen, mußte wohl oder übel zu einer List Zuflucht genommen werden; man mußte sie glauben machen, der Schlächtergeselle befände sich bereits außer Hause, vielleicht im Bürgerspital oder in seiner Wohnung. Damit die Menge aber daran glaubte, mußte ihr diese Botschaft von einem Gesinnungsgenossen, von einem aus ihrem eigenen Lager überbracht werden. Dazu hatte man Johanna oder Emanuel aussersehen.

Herr von Stein erhob sich und winkte Emanuel, ihm zu folgen. Mit einem Leuchter schritt er ins Hintere des Saales. Ein Messingleuchter, der tief in den Raum hinab schwebte, glänzte auf und hohe Ahnenbilder traten ins Helle. Vor einer Bahre, die mit einem weißen Tuche bedeckt war, machte der Alte Halt. Seine längliche, dürre Hand verklemmte sich in das Tuchende und schlug es zurück. Emanuel sah einen Toten, der bereits grünlich war, wirres struppiges Haar trug und ein Auge halb geschlossen hielt. Die Unterlippe hing weit ziemlich tief in die Kinngrube hinein.

„Sie begreifen, daß man ihn so der Menge nicht ausliefern kann,“ murmelte Herr von Stein und schlug die Decke wieder zurück. „Erfährt sie dies aber, so erhebt sie diesen Fleischer in den Heroenstand und läßt sich im Rausche zum Schlimmsten

hinreißen. Man muß sie also auf eine gewisse Art täuschen. Und zwar muß sie von einem getäuscht werden, dem sie zum vornherein Glauben schenkt."

Der Alte rückte die feuchten Augen, nach einer Antwort verlangend, mitten in Emanuels Gesicht. „Die Menge wird das Haus erstürmen, wenn sie das erfahren würde, und niemand könnte sie dann mehr zügeln. Sie würde auch vor Threm Alter keinen Respekt mehr haben," sagte Emanuel, als ob er im Selbstgespräch die Situation erwägte.

„Mich? Pah!" schüttelte der Alte geringschätzig den Kopf.

Als aber Emanuel weiterfahren wollte: „Auch Ihr Sohn . . .," da schlug der Mann seine Augenlider unter die Brauen, hämmerte mit den dünnen Fingern auf den Tisch und bewegte seinen Kiefer wie ein Irrer, daß Emanuel plötzlich sah: Der Alte zitterte um seinen Sohn. Die ganze Hilflosigkeit eines gelblichen, im Sterben begriffenen Körpers lag da in dem Lehnsstuhle mit dem Familienwappen und zitterte um das junge Blut eines Blutsgleichen.

„Wenn sie Hand an ihn legen . . ." Der Alte sog die Lippen ein, so krampfhaft, daß sie verschwanden. Er drohte mit der Hand. Dann schrie er: „Was hat er ihnen getan? Warum verfolgen sie ihn immer? Was begeifern sie ihn? Oh, ich weiß, er ist brav und stark, und das können sie ja nicht leiden. Die Masse haßt immer den Gesunden und

Starken. Man hat ihn schon lange verfolgt, im eigenen Hause, auf der Straße, überall, überall. Wenn er ein Krüppel wäre, man böte ihm den Arm, ertränkte ihn in Mitleid, übergößte ihn mit Liebe und Respekt, aber so, wie er ist, kann man ihn nicht ertragen. Aber ich will nicht, daß ein Stein ein Krüppel ist, daß er um die Liebe und den Respekt der andern betteln muß. Sie sollen ihn nur hassen, was röhrt ihn das. Eines Tages werden sie sich vor ihm büßen müssen. Ich habe große Lager, uralte Geschäftsbeziehungen, gut rentierende Ländereien und sie sollen sehen, was er daraus macht, sie sollen sehen, wie er alles vorwärts bringt. Denn er hat die Kraft dazu, es fehlt ihm nichts dazu. Ich habe ihm das selber noch nie gesagt, aber ich sah es in der Stille immer, ich sah es schon, als er noch klein war. Ich behalte recht, tausendmal recht, und wenn sie das Haus über meinem Kopfe anzünden."

Er fiel atemlos in die Lehne zurück. Die grauen Adern des Handrückens hatten die Bewegung von jungen Schlangen und der Schweiß trat ihm auf die Stirne.

Dann geschah es, daß er sich nach vorn neigte und lautlos schluchzte.

Von ferne hörte man das Gemurmel der Menge. Die Kerzen flackerten plötzlich unter dem Luftzuge der geöffneten Türe. Titus dröhnte mit schweren Stiefeln ins Zimmer und meldete:

„Sie erklärt sich dazu bereit.“ Er meinte damit das Mädchen.

Die Gestalt Herrn von Steins hob sich erleichtert aufwärts, während Emanuel zuerst ungläubig den Kopf nach vorn neigte, dann aber wie im Banne eines blitzartigen Gedankens zusammenzuckte.

„Ich muß mit dem Mädchen sprechen,“ warf er den beiden Männern hin und eilte, ohne eine Antwort abzuwarten, in Johannas Gefangenenzimmer hinunter.

Er trat nahe zu ihr hin und sagte: „Ich weiß, was du im Schilde führst.“ Sie zuckte nicht zusammen, schien über Emanuels Offenheit gar nicht erstaunt zu sein. Sie sagte bloß: „Es kommt jetzt endlich einmal die Zeit.“ Und sie schoß einen stechenden Blick nach der Türe, als ob er diese öffnen, die Treppen emporsteigen und den alten Stein mit samt seinem Sohne treffen wollte.

„Das darf nicht sein,“ sagte Emanuel bestimmt. Jetzt erst traten Johanna wieder die roten Wöllein auf die Wangen. Ihre Brust hob sich schnell und ihre linke Hand verspang sich in den Rockfalten. „Man muß jetzt handeln,“ kam es glühend über ihre Lippen, und man spürte, daß sie ihr ganzes Wesen in dieses Wort hüllte. Emanuel war es sofort klar, daß sie ihn damit anklagte. „Trete jetzt nicht dazwischen,“ flehte sie, „nur jetzt nicht.“ Sie warf einen Arm um seinen Nacken und drückte ihre Stirne wild an seine Brust, wie ein erzürnter Eber.

Er schüttelte den Kopf und empfand ihr gegenüber jenes unerklärliche Widerspruchsgefühl, das er

jedem Menschen entgegenbrachte, der aus ungeordneter, zügeloser Leidenschaft heraus handeln wollte.

Auch sie wußte zum vornherein, daß er ihren Plan nicht guthieß. Sie hasste ihn jetzt. Er kam ihr feindlich vor, ja sogar dumm und widerlich töricht. Dazwischen rauschte ihre Liebe zu ihm auf und Liebe und Haß verwoben sich zu einem Schmerzgefühl, das ihre Brust, ihre Kehle und ihre Stirne anspannte. Sie hätte in diesem Augenblick ebenso gut schreien können: „Mein Gott, ich verfluche dich.“ Aber statt dessen erlöste sie ihren Schmerz mit dem Schrei:

„Feigling!“

Sie fiel darauf in sich selbst zusammen und schluchzte wie ein Kind. Von ferne hörte man das Gemurmel der Menge. Über den Strom legte sich die Sonne und nahm von der Ferne die Nebelschleier hinweg, so daß die Berge mit alter Selbstverständlichkeit herübergrüßen konnten.

Emanuel ließ sie nun allein. Als er die Türe hinter sich schloß, kamen gerade Herr von Stein und Titus die Treppe herunter. Emanuel ging mit einem festen Entschluß, der aus seiner ganzen Gestalt spürbar wurde, auf die beiden zu, so daß sie überrascht stehen blieben.

„Das Mädchen kann die Mission, die Sie ihr zugeschickt haben, nicht übernehmen. Ich bitte Sie, die Rolle mir zu übergeben!“

„Ich bin erstaunt,“ versuchte Herr von Stein zu lächeln, was ihm misslang, da sein Gesicht un-

gläubig und forschend wurde. Titus schritt der Türe zu, um die von Emanuel vernommene eigenartige Aussage zu prüfen. Aber Emanuel versperrte ihm bestimmt den Weg.

„Ich bitte Sie, das Mädchen bei diesem Geschäft ganz aus dem Spiele zu lassen. Lassen Sie mich den Balkon öffnen.“

„Gut,“ sagte Herr von Stein, und ließ durch Titus einen Soldaten herbei rufen. Dieser mußte die Läden hochziehen und die Balkontüre öffnen.

Als Emanuel von dem Rotköpfigen und dem Studenten durch die Menge hindurch geschoben worden und dann auf den Hauptmann zugeschritten war, der ihn ins Haus führen ließ, hatte sich die Nachricht von seiner Mission schnell verbreitet. Man nannte seinen Namen. Viele taten es mit Ehrfurcht, ohne ihn je gekannt zu haben. Männer, die bereits die ganze Nacht und den halben Vormittag auf dem Platze zugebracht hatten, machten in der Angst, um die Schlussensation gebracht zu werden, geringsschätzige Bemerkungen; Männer, die zu Hause nachdenklich und ernst waren, weil sie von einer kranken Frau, bleichen Kindern und einer zerfallenen Bettlade umgeben wurden, die jetzt aber, da sie beieinander standen, Dummheiten redeten und sich gierig den gemeinschaftlichen Wonnen von Neugier und Sensationshunger in die Arme warfen.

Als Emanuel jedoch so lange nicht zurückkam und

sich an dem bewachten Gebäude kein Laden öffnete, sich keine Türe schob und kein Gitter flirrte, ließen sich die Mißmutigen bemerkbar machen. Zuerst sprachen sie von Zeitvergeudung, dann von langweiligen Unterhandlungen, und zuletzt, und daran hatten sie am meisten Freude, von Bestechung. Das Wort Bestechung ging von Reihe zu Reihe, von Gruppe zu Gruppe. Zuerst sprach man es leise, schließlich laut. Es gab Gruppen, die sich jetzt an sämtliche Bestechungsfälle erinnerten, von jedem sich eine imposante Farbe liehen und damit den neuen ausmalten, an Widerwärtigkeit und Verwerflichkeit allen übrigen weit überlegen.

„Ich sah ihn in einer Versammlung die Hände verdächtig teilnahmslos im Schoß liegen lassen, während alles Bravo schrie. Es war unsere Versammlung vom 30. März,“ wollte ein Gerber wissen. „Man sah ihn an unsren Versammlungen weder weinen noch lachen, das ist doch recht sonderbar,“ gab ein Lehrer gewissenhaft seine Beobachtung kund. Ganz hinten, neben dem Kirchenportal mit den bronzenen Engeln, stand eine Frau, die beiden Hände im Brustknoten eines Halstuches vergraben. Niemand wußte, wie lange sie schon da stand. Aber sie blickte in einem fort mit großen fiebrigen Augen über die Menge hinweg und zwischen den Rossleibern hindurch nach dem Steinischen Barockbau, als versuchte sie, hinter die verschloßnen Läden zu spähen. Ihre Augen lagen in grauen Höhlen von verlorener Schwermut, ihre

Stirne war hart und bleich und die Schläfenknochen schimmerten eckig und ärmlich unter den Haarsträhnen hervor.

Als hinter dem Balkon die Läden hochgezogen wurden und ein Murmeln durch die Menge ging, ward ihr Blick unbeweglich und schneidend. Als dann ein Mensch auf den Balkon und dicht an die schwere Balustrade herantrat, hielt sie den Atem an. Sie sah die Gestalt ihres Sohnes sich klar und scharf vom dunkeln Rechteck der geöffneten Balkontüre abheben, umhüllte sie mit ihren Augen und begann dann, als sie das wogende, heimtückische Meer der Köpfe vor sich sah, zu zittern. Sie trat, weil es sie schwindelte, einen Schritt rückwärts und fühlte einen bronzenen Engelsleib an ihren Schultern. Da, ehe der Mann auf dem Balkon zu reden begonnen hatte, ging auf einmal eine Welle durch die Menge, von einem Punkt zum andern springend, irgendwoher entfacht.

Einer sprach es laut: „Der Schlächtergeselle ist tot.“ Das Wort sprang hin und her, wie ein Funke, der den Zündler suchte.

„Der Metzger ist tot,“ wiederholten andere.

„Sie haben den Jüngling zugrunde gehen lassen,“ zuckte es aus einer Gruppe empor.

„Der Knabe, den man abführte, hat seinen Mut mit dem Tod bezahlen müssen,“ hieß es an einem andern Orte.

Auch die Frau am Kirchenportal hörte es, aber sie verstand nicht, was ihr Sohn dort drüben über die Balkonbalustrade herab rief, sie verstand auch

nicht, weshalb die Menschenmenge immer unruhiger und drohender wurde. Sie sah, wie ein paar ihre Fäuste aufwarfen gegen ihn, ihren Sohn, von dem sie auch jetzt, wie so oft in ihrem Leben, nicht begriff, weshalb er so handelte, von dem sie aber dunkel ahnte, daß er schuldlos und gut war. Sie erinnerte sich daran, daß sie ihn einmal als Knaben geschlagen hatte, weil er mit Frau von Stein nicht in die Merkuria wollte. Sie erinnerte sich auch an die Augen des Gestraften, der um etwas Verborgenen und Rätselhaften willen zu leiden schien. Jetzt schlug ihn sogar die Menge. Jetzt mußte er wieder jene Augen haben, wie damals, als sie das Verborgene in ihm schlug, sagte sie sich, und liebte ihn auf einmal ganz nur um dieses Verborgenen willen. Wenn er jenen Balkon verlassen hat und in die Stube tritt, von der Türe her langsam gegen die Fenster schlürft und den schwarzen Sammetrock aus dem Kasten nimmt, will ich auf ihn zugehen und ihn streicheln, nahm sie sich vor. Sie dachte auch an den lustig-dickbauchigen blaugeblümten Topf, in dem sie ihm den frischen Kaffee vorsezten wollte.

Über da frachte ein Schuß.

Born, fast dicht vor den Kavalleristen ragte noch schnell eine Hand aus einem wirren Knäuel von Menschen in die Höhe. Sie gehörte einem Büchernhändler vom Hoferplatz, einem hagern Menschen, der eine abgestorbene Pelerine trug.

„Tod dem Bestochenen,“ gellte es von irgendwoher. Junge Menschen brüllten mit.

Die alte Frau am Kirchenportal sah, wie sich der Jüngling auf dem Balkon drüben an die Brust griff und dann rückwärts verschwand. Der Balkon stand für einen Augenblick leer.

Sie ging dann weg wie eine, für die es rein nichts mehr zu sehen gibt. Manchmal fasste sie sich mit den abgearbeiteten Fingern an die eckigen, ärmlichen Schläfen, dann wieder blieb sie stehen und sann, lächelte, blickte an die Häuser empor. Sie ging ohne Ziel und wer sie schärfer beobachtet hätte, dem wäre es klar gewesen, daß ihr Schritt schwer war wie der eines Totfranzen. Zuerst wollte sie heim, dann ging sie an den Fabrikkanal, dann zum See und dann wieder zurück zum Münster, wo sich unterdessen alles verlaufen hatte. Aber ihre Gedanken erlahmten und damit auch ihre Entschlüsse, und sie irrte von Straße zu Straße, und sah nicht, wie man ihr dann und wann kopfschüttelnd nachblickte. Auf einer Straße mit zwei gleich breiten Trottoirs traf sie Frau Oberlin.

„Um Gottes Willen, was ist Ihnen?“ rief diese erschreckt und ergriff ihren Arm.

„Nichts,“ schüttelte die Frau ihren Kopf und starrte in das Menschengetriebe und den endlosen Zug vorüberlärmender Wagen. Auf alle Fragen Frau Oberlins schüttelte sie den Kopf. Nur einmal spannte sie ihre Gedanken an und dann sagte sie langsam: „Wir hätten damals ... damals an der Taufe nicht so beten sollen.“

Damit machte sie sich von Frau Oberlins Arm los und verschwand im Gewühl.